



Eine Welt ohne Zeit

Was passiert mit dem Raum, wenn wir ihn uns im ganz kleinen Maßstab anschauen? Was passiert mit der Zeit? Der italienische Physiker Carlo Rovelli interessiert sich in seiner Forschung für das, was die Welt im Inneren zusammenhält. Er versucht Einsteins Relativitätstheorie (die für das Verständnis kosmischer Phänomene gut ist) mit der Quantenmechanik (die Phänomene auf subatomarer Ebene erklärt) zusammenzubringen. Und er versteht es, die Ergebnisse seiner Arbeit auch Laien zu erklären. Etwa die Erkenntnis, dass Zeit nicht mehr ist als der Abstand zweier Ereignisse zueinander.

Die Zeit ist folglich kein Grundbestandteil der Welt, aber gleichwohl allgegenwärtig, weil die Welt riesig ist und wir winzige Systeme in ihr sind, die nur mit makroskopischen Variablen interagieren, welche stets einen Mittelwert aus unzähligen winzig kleinen Variablen bilden.

In unserem Alltagsleben kümmern wir uns nie um die einzelnen Elementarteilchen, die einzelnen Raumquanten. Wir sehen nur Steine, Sonnenuntergänge oder das Lächeln von Freunden, wobei alles, was wir sehen, eine Gesamtheit aus Myriaden elementarer Bestandteile ist. Wir korrelieren stets mit Durchschnittswerten, die sich immer als solche verhalten: Sie geben Wärme ab und erzeugen aus sich heraus Zeit.

Das Problem, dieses Konzept zu fassen, rührt von der großen Schwierigkeit her, sich eine Welt ohne Zeit zu denken und sich vorzustellen, dass die Zeit auf approximative Weise entsteht. Zu sehr sind wir es gewohnt, die Realität so zu denken, dass sie nur in der Zeit existiert. Wir sind Wesen, die in der Zeit leben: Wir bewohnen die Zeit, nähren uns an Zeit.

Wir sind eine Auswirkung dieser Zeitlichkeit, erzeugt durch mittlere Werte winzig kleiner Variablen. Aber die Schwierigkeiten unserer Vorstellungskraft dürfen nicht in die Irre führen.

Die Welt besser zu verstehen, heißt häufig einen Weg zu gehen, der unserer Intuition zuwiderläuft. Wäre es nicht so, viele uns das Verständnis leichter.



Carlo Rovelli: „Die Wirklichkeit, die nicht so ist, wie sie scheint. Eine Reise in die Welt der Quantengravitation“. Rowohlt-Verlag, 314 Seiten, 22,95 Euro

Pariser Ausstellung zu deutschem Genozid an Hereros

Eine Ausstellung in der Pariser Holocaust-Gedenkstätte erinnert an den von deutschen Kolonialtruppen begangenen Völkermord im heutigen Namibia. Zwischen 1904 und 1908 schlugen Soldaten im damaligen Deutsch-Südwestafrika einen Aufstand brutal nieder und brachten etwa 75 000 Angehörige der Volksgruppen Herero und Nama um. Das Memorial de la Shoah vollzieht das dunkle Kapitel anhand von Archivadokumenten und Fotografien nach. Die Ausstellung „Der erste Völkermord des 20. Jahrhunderts“ ist bis zum 12. März zu sehen.

Kulturstiftung gibt Million an Museen

Die Kulturstiftung der Länder unterstützt in nächster Zeit 13 bedeutende Ausstellungen in Deutschland mit insgesamt 950 000 Euro. Das teilte der Stiftungsrat nach einer Sitzung am Donnerstag in Schwerin mit. Die 16 Bundesländer stellen seit 2009 jährlich Mittel bereit, um über die Kulturstiftung wichtige Ausstellungsprojekte von überregionaler Bedeutung zu unterstützen.

Bürgermeister steht zu Chris Dercon

Berlins Regierender Bürgermeister Michael Müller (SPD) steht zu Chris Dercon als künftigem Volksbühnen-Chef. „Der Senat beabsichtigt nicht, diesen Vertrag aufzulösen“, sagte Müller am Donnerstag im Abgeordnetenhaus. Er halte die getroffene Entscheidung nach wie vor für richtig. „Ich stehe dazu“, so Müller. „Ich glaube, dass es auch eine erfolgreiche Zusammenarbeit werden wird mit Chris Dercon.“

Der designierte Berliner Kultursenator Klaus Lederer (Linke) hatte angekündigt, die umstrittene Berufung des belgischen Kulturmanagers Dercon unter dem neuen rot-rot-grünen Senat noch einmal auf den Prüfstand zu stellen. Dercon soll im Sommer den Intendanten der Volksbühne, Frank Castorf, ablösen. Kritiker fürchten, dass die Volksbühne dadurch zu einer „Eventbude“ wird.

Die Klugheit der Kippfigur

„Minus Something“: Das Sprengel-Museum würdigt die Malerei von Sprengel-Preisträgerin Toulou Hassani

VON DANIEL ALEXANDER SCHACHT

Auf den ersten Blick glaubt man da eine Leinwand zu sehen. Monochrom rot ist sie eingefärbt, merkwürdig auf einen seltsam verbauten Keilrahmen gespannt, bis hin zu den feinen Oberflächenrädchen scheinen die textilen Strukturen erkennbar. Erst aus der Nähe offenbart sich, dass dies ein Relief aus rotem Epoxidharz ist.

„Alles ist Täuschung, nichts ist, wie es scheint. Das gilt ganz allgemein für Kunst, die ja stets ein Spiel mit Vorspiegelungen ist. Das gilt aber in besonderem Maße für die Arbeiten von Toulou Hassani, die wie nur wenige Künstlerinnen die malerischen Mittel reflektiert, die für solche Vorspiegelungen zur Verfügung stehen – in diesem Fall mit dem Keilrahmen, der Leinwand und der Farbe als Minimalausstattung.“

„Statt auf große malerische Gesten konzentriert sich diese Künstlerin auf geradezu grafisch genaue Ausdrucksformen“, sagt Carina Plath, die stellvertretende Direktorin des Sprengel-Museums. „Sie zielt dabei auf die Eingrenzung der umfangreichen und komplexen Aufgabe, ein Bild zu machen.“ Plath ist auch Vorsitzende der Jury, die Toulou Hassani den von Niedersachsens Sparkassenstiftung verliehenen Sprengel-Preis zugesprochen hat. Außer dem Preisgeld von 12 500 Euro ist damit eine Kunstschau verknüpft, die heute bei der Preisverleihung im Sprengel-Museum eröffnet wird.

„Minus Something“ heißt die kleine Kabinettsausstellung in einem Raum der oberen Sammlung. Darin sind zwar nur zwölf Arbeiten von Hassani zu sehen, doch die lassen schon deutlich werden, dass diese Künstlerin zwar das traditionelle Handwerk der Malerei souverän beherrscht, sich aber ebenso souverän quer zur malerischen Tradition stellt.

Traditionell hat die Kunst stets versucht, die ihr zur Verfügung stehenden Mittel zu verbergen, um deren Wirkung umso größer geraten zu lassen – damit der gemalte Apfel echt scheint, das Architekturgemälde räumliche Tiefe, das Porträt abbildliche Qualitäten gewinnt. Hassani legt statt dessen Rechenschaft über das eigene Handwerkszeug ab, und das genauso minutiös. Dabei erstaunt die textile Anmutung ihrer Kunstharzreliefs noch am wenigsten: Die haptischen Qualitäten einer gespannten Leinwand entstehen einfach deshalb, weil es sich hier um den Abdruck einer realen Holz- und Leinwandkonstruktion handelt, die Hassani außer für ein rotes auch für ein schwarzes Relief verwendet hat.

Textile Eindrücke als bloße Abdrucke? Nicht nur: Von fern scheinen auch andere Werke Hassanis an textile Strukturen irgendwo zwischen Nessel, Leinen oder Jute zu erinnern. Doch beim Nähertreten ist dann ein architektonisch anmutendes Zickzack zu entdecken, minimalistisch kolorierte Streifen zwischen minutiös gezogenen Linien, ein großes grafisches Muster, das sich als geometrische Fläche ebenso wie als feingestufte Architektur

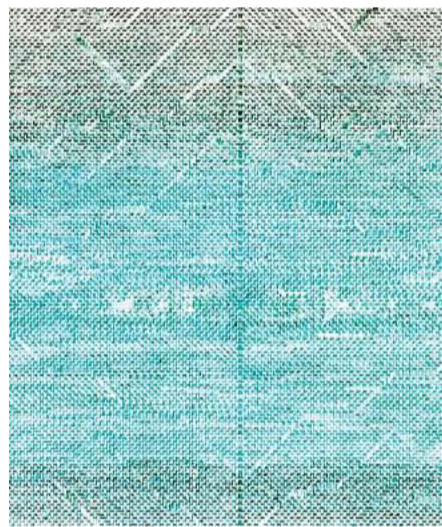


Textile Haptik oder Trabantenstadtlandschaft? Toulou Hassani, hier vor ihrer Kopiercollage, spielt souverän mit unserer Wahrnehmung.

wahrnehmen lässt, als Trabantenstadtlandschaft aus lauter Treppen.

Wie hier mit der ersten Anmutung einer textilen Oberfläche spielt Hassani in einer anderen Arbeit mit dem Eindruck eines mangelhaften Plotterausdrucks – und erst aus der Nähe stellt man fest, dass all die Schräg- und Rückstrichzeichen zwischen den schrillen Farbverläufen sorgsam von Hand gemalt sind. Man merkt: Diese Künstlerin arbeitet durch und durch analog. Das gilt selbst für eine wandgroße Collage aus Kopiererfehlbelichtungen, die Hassani nicht einfach als Kunstprodukte des Zufalls, sondern sorgsam umformatiert präsentiert.

Oft schon – und auch jetzt bei der Präsentation der Ausstellung wieder – wurde auf Toulou Hassanis iranische Wurzeln und deren mögliche Einflüsse verwiesen. Toulou Hassani, eine persische Künstlerin, die letztlich aufgrund des lange Zeit geltenden Bildverbots und der umso reicheren Ornamentik im Islam nichtgegenständlich arbeitet? Fragen da-



nach lassen die Künstlerin lächeln. „Ich habe mich natürlich mit der Kultur meiner Eltern auseinandergesetzt, habe auch die kalligrafisch ziemlich anspruchsvolle persische Schrift gelernt“,

sagt die 32-jährige, die an der HBK Braunschweig studiert hat und in Niedersachsen vor dem Sprengel-Preis schon das Villa-Minimo- und das New-York-Stipendium erhalten hat. Doch von einer Ethnisierung ihrer Kunst hält sie nichts. „Ich bin zwar im Iran geboren, aber seit meinem ersten Lebensjahr lebe ich in Deutschland.“

Mit orientalischer Ornamentik haben die Arbeiten dieser Künstlerin denn auch höchstens am Rande zu tun. Im Zentrum steht die Frage nach den Mitteln der Malerei, und da fallen Antworten von Toulou Hassani eher skeptisch aus. Ein Bild ist ein Bild ist ein Bild, das Medium ist die Message. Das wird hier besonders vielfältig und mit großer handwerklicher Raffinesse vorgeführt. Aber eigentlich wussten wir das schon.

„Toulou Hassani: Minus Something“. Bis 5. Februar 2017. Preisverleihung und Eröffnung heute um 18.30 Uhr im Sprengel-Museum, Kurt-Schwitters-Platz.

Ein Fest für ein Instrument

Alles Tango – und ein fulminanter Auftakt von Elsbeth Mosers Akkordeonfest im Großen Sendesaal

VON REINALD HANKE

Der sehr gut gefüllte Große Sendesaal des NDR zeigte es: Das Akkordeon erfreut sich in Hannover größter Beliebtheit. Das hat sicher auch damit zu tun, dass Elsbeth Moser als renommierte Akkordeonprofessorin an der Musikhochschule viele Studierende dieses Instruments nach Hannover gezogen hat. Und nun, quasi im Zenit ihrer Ausstrahlungskraft, hat sie erstmals ein fünfjähriges Akkordeonfestival organisiert, mit dem sie demonstrieren will, was mit diesem Instrument und seinen diversen Varianten alles möglich ist. Der erste Abend zeigte bereits: einiges.

Für das von ihr mit geradezu bewei-

gen Worten eröffnete Festival hat Moser am ersten Abend den Schwerpunkt auf das Akkordeon als Tango-Instrument gelegt und hochkarätige Gäste eingeladen, allen voran den großartigen Senior-Maestro des Bandoneons Juan José Mosalini. Dieser spielte nicht nur das Gipfelwerk, Astor Piazzollas „Aconagua“, höchst inspiriert. Er musizierte zusammen mit Goran Stevanovic und Konstantinos Raptis im Bandoneon-Trio und zusätzlich mit dem Akkordeonisten Enrique Ugarte und der Radiophilharmonie.

Zum Schluss des bejubelten Konzerts gab es auch das vielleicht beliebteste Stück Piazzollas: „Libertango“. Keine Frage: Alles, was an diesem Abend auf dem Bandoneon oder dem Akkordeon

vorgetragen wurde, hatte Sonderklassenformat.

Etwas überrascht konnte man darüber sein, dass der eher als Dirigent bekannte Ugarte so eindrucksvoll Akkordeon spielt, wie das bei den Stücken von Chick Corea zu erleben war. Als Arrangeur für die vier von ihm bearbeiteten Stücke Coreas und Piazzollas jedoch konnte Ugarte weniger überzeugen. Seine Neigung zu Streicherkitsch und oberflächlichen Effekten nahm den eigentlich großartigen Stücken einen wesentlichen Teil ihres Reizes.

Wie genial die Piazzolla-Stücke in der ursprünglich gedachten kleinen Besetzung sind, das konnte man beim Camorra-Tango-Ensemble erleben. Unter der

Führung von Geiger Andrej Bielowlagen mitreißende und musikalisch wahrhaftige Interpretationen.

Die vom Ensemble Tango sin palabras gespielten Stücke hingegen kamen zwar fein durchgearbeitet daher, wirkten aber in der Umsetzung ein wenig akademisch. Insgesamt jedoch war dieser Abend ein fulminanter Festivalauftakt.

Heute Abend sind um 20 Uhr im Richard-Jakoby-Saal der Musikhochschule sechs Uraufführungen zu hören. Am Sonntag endet das Festival um 18 Uhr mit einem Konzert im Großen Sendesaal. Es spielen: Elsbeth Moser, Akkordeon, Nicolas Altstaedt, Violoncello, und die NDR Radiophilharmonie unter der Leitung von Andrew Manze.

Überlebt der Hamster?

Frank Goosen liest aus „Förster, mein Förster“

VON KATHARINA DERLIN

Fußballtechnisch passiert heute ja nichts“, sagt Frank Goosen, Schriftsteller und stellvertretender Aufsichtsratsvorsitzender des VfL Bochum, zu Beginn seiner Lesung im Pavillon. Goosen ist gekommen, um aus seinem aktuellen Roman „Förster, mein Förster“ (Kiwi, 336 Seiten, 19,99 Euro) vorzulesen. Der Roman erzählt aus der Perspektive Försters, der sich, 50-jährig, mit einer Schreibblockade herumschlägt. Dessen neuer Roman wird fertig werden, bislang existiert aber nur der erste Satz. Und es gibt eben auch vieles andere zu erleben: So rettet er einen kleinen Hamster, der ihn anschließend eine Weile begleitet. Oder er fährt mit fünf Freunden und seiner dementen Nachbarin gen Ostsee. Auch schön.

Mit Fußball hat das Ganze also – ganz im Gegensatz zu den Vorgängerromanen „Raketenmänner“ oder „Sommerfest“ – wenig zu tun. Tatsächlich hat am Abend der Lesung aber der FC Bayern gespielt – und verloren. „Es gibt noch einen Gott“, sagt Goosen, als er die Nachricht aus dem Publikum erfährt. Es ist ein vertrautes Miteinander. „Aber ich gucke das ja nicht, es ist nicht meine Liga – und eure ja auch gerade nicht.“ Mit dieser abgeklärten Trockenheit witzelt er durch den Abend, dem Publikum im halb vollen Pavillon gefällt's. Und das Thema Fußball kann er eben doch nicht so ganz lassen.

Goosen liest eine knappe Stunde aus dem Buch, stellt dem Publikum dabei die Hauptfiguren vor, als wären es alte Freunde. In der anschließenden Fragerunde möchte eine Zuschauerin wissen, ob sie ihm nicht fehlen. Und sie tun es. „In meinem Job hat man mit so vielen rundgelutschten Typen zu tun, dass man eine Sehnsucht nach Bekloppten bekommt“, sagt er. Noch nie habe er Figuren vermisst, aber dieses Mal sei es der Fall. Er denke deswegen bereits über einen zweiten Förster-Roman nach. Und hat sogar schon das Konzept für einen dritten. Er ist ein produktiver Mann, zwölf Bücher in 16 Jahren hat er geschrieben.

„Überlebt der Hamster?“, möchte eine andere Zuschauerin wissen. Goosen stützt. Das sei schon sehr auffällig, erklärt er, um die 60 Lesungen habe es bis jetzt gegeben, 55 Mal sei diese Frage gekommen. „Nur einmal wollte jemand wissen, ob die Nachbarin überlebt.“

Einen autobiografischen Bezug zum Buch weist er von sich, Figuren und Handlung sind ausgedacht. „Kreativität schadet in diesem Beruf ja auch nicht“, fügt er süffisant an. Tatsächlich erinnert der Titel aber stark an das Gedicht Walt Whitmans „Oh Captain, my Captain“ –



Frank Goosen liest im Pavillon. Foto: Villegas

und in der Tat haben Goosen und Whitman am selben Tag Geburtstag. Und die Theaterstücke, auf die Förster im Roman zurückblickt, hat auch Goosen einst geschrieben. Fiktion und Realität gehen also doch manchmal ineinander über.

Fans dürfen sich übrigens freuen: Zwei weitere Romane von Frank Goosen werden verfilmt: „Radio Heimat“ läuft bereits im Kino am Raschplatz, unter der Regie von Sönke Wortmann erscheint im kommenden Jahr „Sommerfest“ und im Februar starten die Dreharbeiten zu „So viel Zeit“.

Am 14. Dezember liest Max Goldt alte und neue Texte um 20 Uhr im Pavillon.

Eine Frage der Zugehörigkeit

Dmitrij Kapitelmans hinreißendes Debüt über jüdische Identität und deutsche Willkommenskultur

VON JUTTA RINAS

Sogar der offizielle Nachname ist Tar-nung. Romashkan – dieser Name steht im Pass von Dima, dem Ich-Erzähler in dem autobiografisch gefärbten Debütroman des Berliner Schriftstellers Dmitrij Kapitelman: „Das Lächeln meines unsichtbaren Vaters“. Romashkan ist aber nicht der Name des Vaters von Dima, sondern der Familienname des früheren Mannes seiner Mutter. Warum also heißt Dima so? Warum ist seine Namensgebung so kompliziert? Weil sein jüdischer Vater Leonid Kapitelman ihn schützen will. Weil er Angst davor hat, dass auch Dima in der „antisemitischen Ukraine“ einen jüdischen Nachnamen trägt.

Sich tarnen, nur nicht auffallen – das ist das Credo des Endfünfzigers. Es verstärkt sich noch, als der aus dem ukrai-



Dmitrij Kapitelman Foto: Nadine Kunath

nischen Kiew stammende, jüdische Kontingentflüchtling in den Neunzigern mitsamt Familie nach Leipzig geht. Sein mittlerweile erwachsener Sohn will mit ihm jetzt eine Reise nach Israel unternehmen. Vielleicht findet der Vater ja im Heiligen Land Klarheit über seine jüdische Identität. Auch Dima wünscht sich, endlich Frieden mit seiner vielfach gebrochenen Herkunft zu machen. Dima ist nicht nur selbst Kontingentflüchtling ukrainischer Herkunft, Sohn eines jüdischen Vaters, der in Leipzig immer wieder Erfahrungen mit Ausgrenzungen macht. Seine Mutter ist Moldawierin, Nichtjüdin. Dima empfindet sich deshalb als Jude zweiter Klasse. Er sucht Antworten auf Fragen nach dem „Wer bin ich?“ und „Woher komme ich?“. Die Frage der Zugehörigkeit ist für ihn ungeklärt.

Das Besondere an diesem Roman ist:

Dmitrij Kapitelman erzählt in einem wunderbar leichten, heiteren Ton davon, wie Dima sich mit seinem Vater auf der gemeinsamen Israel-Reise auf die Suche nach sich selbst begibt. Der von der Kritik hoch gelobte Debütant beschreibt die rechtskonservative Israelin Mascha genauso vielschichtig schillernd wie den Neonazi Dirk. Der Anführer der Leipziger Skinhead-Szene rettet Dima vor einem Schlagabtausch mit seinen Glätzenfreunden, weil er Dimas Vater öfter mal beim gemeinsamen Gassigehen trifft. Die Hunde mögen sich, die Erwachsenen trotz aller Unvereinbarkeit in ihren Grundüberzeugungen auch.

Überhaupt gehören die Passagen, in denen Dima seine Kindheit in der Leipziger Plattenbaudiedlung Grünau beschreibt, zu den stärksten des Buches. Ganz nüchtern erzählt Kapitelman, wie

extrem er als Einwanderer ausgegrenzt wird. Als Viertklässler beispielsweise schreibt der Junge nur Einsein in Deutsch und bekommt trotzdem eine Zwei. Ihm, dem Migrantenkind, könnte sie einfach keine Eins geben, argumentiert die Klassenlehrerin. Als seine Mutter zum ersten Elternabend will – und Dima fragt, wer in der Klasse seine Freunde seien, antwortet er wahrheitsgemäß, er, der „stinkende Russenjunge“, habe keine.

Ankommen in Deutschland ist in so einer einsamen Kindheit fast ein Ding der Unmöglichkeit.

Dmitrij Kapitelman: „Das Lächeln meines unsichtbaren Vaters“. Hanser Berlin, 288 Seiten, 20 Euro. Am Mittwoch, 30. November, um 19.30 Uhr ist Dmitrij Kapitelman mit Jagoda Marinic im Literaturhaus, Sophienstraße 2, zu Gast. HAZ-Redakteurin Martina Sulner moderiert.